

Immer diese Alberti-Bässe

Alfred Brendel sitzt auf meinem Klavier und lacht mich an, ein überbordendes, überaus herzliches, doch stummes Lachen. Nie denke ich, dass er mich auslacht. Oder nur manchmal. Dann drehe ich ihn einfach um, und Herr Brendel liegt kopfunter auf dem Klavier. 9 Minuten, 16 Sekunden würde er mich anlachen, wenn ich ihn ließe, aber meistens kommen wir nicht so weit. Nach 5 Minuten, 5 Sekunden ist in der Regel Schluss. Manchmal auch schon nach 56 Sekunden, also am Ende von Takt 14. Wenn ich es darüber hinaus schaffe, rennt er mir davon, und ich keuche hinterher. Dann lasse ich ein paar Töne aus und warte auf ihn, um mich ihm wieder anzuschließen.

Alfred Brendel ist mein Klavierlehrer, allerdings nicht mein einziger. Es gibt noch die *strenge Frau*. Und den *schönen Daniel*. Die Namen stammen nicht von mir, die haben die beiden für den jeweils anderen gefunden. Sie kennen sich nur aus Erzählungen und, ja, von Bildern. Die Münchnerin in Zürich und der Basler in Berlin; sie die glühende Interpretin Alter Musik, er der Tausendsassa, der auch mal Popkram improvisiert. Schön sind sie in der Tat beide, genauso wie Herr Brendel, auf seine Art. Ich beobachte sie gerne, wenn sie spielen, dieses Leuchten, das von ihnen ausgeht, vor allem *on stage*. Mein Weg zur Schönheit ist noch ein weiter, zu *on stage* werde ich es nie bringen, was nicht schlimm ist, sondern entspannt. Anders als in Herrn Brendel bin ich in die beiden Leibhaftigen ein wenig verliebt, aber nur ein klein wenig, genau so viel, dass ich ihnen gefallen möchte, sie mich aber nicht verwirren. In Klavierlehrer verliebt zu sein hilft ungemein; meine Patentante war ein Leben lang in ihnen verliebt, mit über siebzig ging sie noch gerne zu ihm in den Unterricht. Es ist aber auch ein speziell intimer Raum, so nebeneinander am Instrument.

Ich spiele seit zweieinhalb Jahren Klavier. Das Klavierspiel zu erlernen ist mit Ende fünfzig eine recht anspruchsvolle Sache, die Finger, das Gehirn und, ja, auch der Rücken, vor allem der untere. Bevor ich damit anfang, imaginierte ich mich als souveräne Blues-Pianistin, in Würde gealtert, an irgendetwas Hochprozentigem nippend, wippende Beine in groben Schuhen, flinke, knochige Hände, darauf Altersflecken statt Sommersprossen, lässiges Lächeln, wohlwollend den Tänzern zuschauend, die der raren Leidenschaft des Blues-Tanzens frönen (so wie ich). Selbstverständlich spielte ich ohne Noten. Mehr *so intuitiv*. Stattdessen: Bartók, Mikrokosmos. Da kennt die strenge Frau kein Pardon. Der Mikrokosmos muss sein. *Du bist schließlich kein Kind mehr. Bartók ist etwas für Menschen mit scharfem Intellekt*. Ich wäre gern ein Mensch mit scharfem Intellekt. Insofern: ja, bitteschön, Bartók.

Und nun also auch noch Haydn.

Ich habe keine Ahnung von Haydn, von Hammerflügeln, Trillern und Prallern, von höfischer Musik und Fürsten und knicksenden Damen und Perücken und Kutschen, die von einem Schloss zum anderen rollen. Das ist mir alles fremd und auch nicht besonders angenehm. Das Einzige, was ich an Höfischem mag: Italienische Windspiele (durch sie habe ich übrigens die strenge Frau kennengelernt, im Wald beim Hundespaziergang. Man kam ins Plaudern, ich sagte irgendwann, dass ich Klavier spielen lernen möchte, sie meinte, sie sei Pianistin, Cembalistin eigentlich, unterrichte jedoch kaum. Aber unter Windspielfreundinnen...).

Haydn ist der Größte, sagt die strenge Frau und drückt mir kopierte Notenblätter in die Hand, so eine Maestro-Scolare-Sache. Ich blicke darauf und denke: *Das will ich aber nicht. Wenn schon Haydn, dann was Richtiges. Eine Sonate muss es sein*. Und gehe nach Hause, wo es keine Aufnahmen von Klaviersonaten gibt. So etwas habe

ich nie gehört. Also tummle ich mich durchs Netz und stoße auf einen blassen Pianisten mit noch blasseren Händen, der mit der linken Hand über die rechte greift, ein, zwei hohe Töne anschlägt und dann wieder zurück in die tiefsten Tiefen geht. Ich bin elektrisiert. Was macht der da? DAS ist Musik, die mir gefällt. Was mir auch gefällt: Die Es-Dur-Sonate, in deren zweitem Satz diese krass tiefen und hohen Übergriffe stattfinden, trägt die Nummer 59 (Hob XVI: 49). Ich werde bald 59. Eine nette Koinzidenz. Ich nehme mir vor, diesen Satz, das *Adagio e cantabile*, spielen zu können, bevor ich sechzig bin. Richtig spielen zu können. Ein Jahr wird ja wohl reichen.

Das wirst du nicht schaffen, sagt die strenge Frau, als ich ihr von meiner Entdeckung berichte, dass ich Musik von Haydn gefunden habe, die mich *umhaut*. Und auch gleich noch Herrn Brendel dazu, dessen Interpretation mir von allen Aufnahmen am besten gefalle, besser auch als die von Herrn Gould. *Ja, Gould spielt immer sich selbst, drum klingt es maniert*, sagt sie. Den blassen Menschen schaue ich mir nie wieder an.

Die Noten habe ich vorsorglich schon vor der Stunde gekauft, die klassische Henle-Ausgabe, ich liebe die blauen Hefte und auch das Notenbild, das ich bereits von Satie kenne. Der schöne Daniel hat mir Erik Satie nähergebracht, die *Gymnopédies* und die *Gnossiennes*. Zudem habe ich auf sein Anraten hin Saties Biografie gelesen. Die strenge Frau meint, diese Opiumhöhlenmusik würde zu mir passen. Dabei mag ich überhaupt keine Drogen. Aber mir soll's recht sein, wenn sie mich so verwegen sieht.

Das wirst du nicht schaffen, sagt sie also. Und weiter: *Ich bin dagegen, dass man Stücke spielt, die weit über dem eigenen Niveau liegen. Dafür muss man erst Technik können. Aber wenn du meinst...*

Wir sitzen am Bösendorfer, die Noten vor uns. Sieht nicht so schwierig aus.

Tonart?, fragt sie. Erstaunlicherweise sind da nur zwei b statt drei. Mittelsätze

hätten immer eine Verwandtschaft mit dem Rest, erklärt sie. Die Dominante vom Es sei das b, also: B-Dur. Klar, denke ich, spiele den ersten Takt und sage: *Den totalen Schreck krieg ich nicht.*

Sie sagt: *Der Schreck, der kommt schon noch.*

Ich spiele die ersten beiden Takte.

Nein!

Was?

Im zweiten Takt ist's doppelt so schnell.

Sie spielt vor. Ich spiele nach.

Du siehst, du kannst es nicht nachspielen. Weil es schwer ist.

Dann lasse ich einfach diese Dinger weg, diese Triller da.

Die Verzierungen können wir nicht weglassen, wie man das bei Bach machen kann, weil hier sind sie festgeschrieben.

Gut, dann also mit Verzierungen. Es will nicht so recht. Verzweiflung schon nach zwei Takten, ich blättere, der Satz hat 124 Takte. Pro Unterrichtsstunde zwei Takte, rechne ich vor. Das sind dann 62 Stunden.

Das wird nicht langen, es gibt schwierigere Takte.

Will sie mich provozieren? Anspornen? Dir zeige ich's!, denke ich, gehe nach Hause und lese in einer Bismarck-Biografie von der Klaviersucht der damaligen Zeit und dass der Klavierunterricht der Bürgertöchter übers Jahr gerechnet mehr gekostet hat als ein Dienstmädchen. Das kann ja heiter werden.

Haydn sei nicht so schwer, sagt die strenge Frau in der nächsten Stunde. Er selbst sei kein schlechter Spieler gewesen, aber nicht so begnadet wie Mozart oder Beethoven, ein normaler Mensch eben; ein Genie dafür in der Komposition. Um Haydn lebendig spielen zu können, müsse man viel artikulieren. Praller, Triller, kleine Nötgen.

Kleine was?

Nötgen.

Ich gerate hier selbst in Not, mit oder ohne Nötgen, sage aber nichts und mühe mich durch die erste Seite.

Das Schwierige und gleichzeitig das Geheimnis an Haydn sei die Leichtigkeit, mit der er gespielt werden müsse. *Denk an Bernstein, der sturzhaselvoll in die Pauke fiel und danach mit dieser totalen Unverkrampftheit Klavier spielte.*

Ich fange vorne an, gedanklich besoffen.

Ja!, ruft sie, viel besser.

Ich blättere hoffnungsfroh zu der Stelle mit den Übergriffen, wegen der ich diesen Satz ja ausgewählt habe.

Lass das noch weg, erst muss der Anfang sitzen. Nun klingt sie wirklich streng.

Außerdem sagt sie rätselhafte Dinge wie: *Der gute Barock-Musiker macht eine Hemiola. Andere machen eine Kiste zum Schluss. Mach mal keine Kiste zum Schluss.*

Und lustige wie: *Du stößt dich beim ersten b ab und setzt dich auf das zweite b drauf.* Und lobende wie: *Du hast einen wirklich schönen Anschlag. Das ist doch schon viel.*

Die Stunde gestaltet sich insgesamt also sehr nett.

Abends setze ich mich ans Klavier und spiele hochzufrieden Chilly Gonzales. *Chilly wer?*, hatte die strenge Frau gefragt. Danach nehme ich mir Hildegard Knef vor.

Spiel nicht zu viel Knef, hatte sie gewarnt. *Üb' lieber Tonleitern. Und Haydn.* Ich bleibe bei der Knef, spiele (und singe) mein Lieblingsstück: *Ich brauch'*

Tapetenwechsel.

Neulich hat mir eine Bekannte Ludovico Einaudi vorgespielt, sie war derart entfesselt, so etwas habe ich noch nie gesehen, nahezu orgiastisch war das, sie glühte richtiggehend. Solch ein allumfängliches Glücksgefühl will ich auch haben.

Ich gehe also heimlich in den Musikladen. Der Verkäufer guckt konsterniert, als ich nach Einaudi frage. Einaudi scheint ein *no-go* zu sein. Ich lege schnell noch ein

Buch von Brendel neben die Kasse: *Nach dem Schlussakkord*. Und das von Alan Rusbridger: *Play it again – Ein Jahr zwischen Noten und Nachrichten*. Der Reputation wegen. Der Verkäufer verzieht keine Miene. Am Klavier merke ich, so einfach ist das alles nicht, aber auch nicht wirklich schwer, allerdings kommt mir diese Musik unglaublich banal vor. Fremdgeherin, recht geschieht's dir. Dann doch besser wieder Haydn. Und Herr Brendel.

Also probiere ich die Stelle mit den Bässen, erst jede Hand einzeln, später zusammen. Ich greife möglichst elegant über und versuche mir die Einzeltöne in der Höhe zu merken, traue mich aber nicht, ihre Bezeichnung in die Noten zu schreiben. Anders als die strenge Frau kritzle ich da nichts hinein, sie hingegen schreibt und zeichnet wie verrückt. Meine Notenhefte sehen sehr belebt aus. Sogar meine dilettantischen Versuche klingen beeindruckend, die hohen Töne klirren wie Engelsingelchen, die tiefen vibrieren, ziehen durch den Arm in meinen Körper, werden Teil von mir, ich liebe das. Der Hund liebt es auch, schmiegt sich links ans Klavier und schläft, von den Bässen durchströmt.

Im Unterricht gebe ich strahlend an: *Herr Brendel und ich haben die ... Dings geübt!, ... die ... Bernoulli-Bässe!*

Das habe ich befürchtet, sagt die strenge Frau. *Dann zeig mal die Bernoulli-Bässe*. Ich spiele mit der rechten Hand möglichst gleichmäßig die Basslinien, doch schon beim ersten Übergreifen sagt sie: *Nein, so simpel ist das nicht, das obere und das untere b werden nicht gleichzeitig gespielt*.

Ich starre konsterniert auf die Noten, verstehe irgendwann, versuche, die b's versetzt zu spielen und gleichzeitig den Basslauf im Fluss zu halten.

Bernoulli-Bässe sind manchmal unbequem, der letzte hier ist unbequem. Es muss alles ähnlich weich, ähnlich perlend klingen, ohne dass man merkt, dass es unterschiedliche Lagen gibt.

Perlend klingt leider nichts, ich bin zu sehr damit beschäftigt, all die Vorzeichen zu verstehen und die richtigen Tasten zu treffen.

Weißt du, der Ursprung für jedes gute Spiel ist AUSWENDIG spielen. Du lernst das jetzt einfach auswendig.

Ich bitte sie, die vier Zeilen vorzuspielen; es klingt fantastisch.

Bombastisch!, rufe ich.

Ja, diese letzten Sonaten sind schon das Bekannteste, sagt sie trocken.

Du meinst, ich bin auf einen Gassenhauer reingefallen?

Na ja, das ist sicher eine Perle, ein Highlight der Musikgeschichte, aber eher eine Einstiegsdroge, nicht unbedingt für den Connaisseur.

Schweigen.

Oder die Connaisseuruse.

Die Bernoulli-Bässe heißen übrigens Alberti-Bässe, und genau genommen sind es hier keine, erklärt die strenge Frau dann freundlich. *Aber der Name passt schon.*

Wenn du an die Bernoulli-Häuser denkst, die sind ja klein und eng. Haydn stammt aus kleinen und engen Verhältnissen. Du musst sein Leben kennen, damit du ihn spielen kannst. Dann wirst du sehen, wie humorvoll er war und seiner Zeit voraus, gerade in diesem Satz.

Ich denke an das Getrillere und Geprallere, an Seidentapeten und Hoftratsch und müffelnde, mehlbestäubte Perücken, an eine mir fremde Welt.

Sie sagt: *Du lernst das jetzt auswendig, und dann fahren wir hin.*

Wohin?

Na, nach Eisenstadt! Rohrau! Hainburg! Esterháza! Wien!

Wenn ich an unsere Reise denke, oder besser: an unseren Ruckzuck-Ausflug, dann sehe ich uns am Ufer der Donau sitzen, eine sternenklare Nacht, glatte Oberfläche, Mondspiegelung darin, vorbeiziehendes Wasser, das so gleichmäßig rauscht, dass es Stille simuliert; im Hintergrund massenhaft rote Leuchtpunkte, wie falsch eingefärbte Glühwürmchen, Niederösterreich ist Windradland. Ich sehe mich und die strenge Frau, die all ihre Strenge abgeworfen hat im Angesicht der österreichisch-ungarischen Opulenz und fortan *die gebildete Freundin* oder *die Pianistin* genannt werden wird, im Haydnstüberl in Hainburg köstliche Pasten essen und *Sturm* trinken, der mir schrecklich zu Kopf steigen wird, ich sehe uns durch die dramatisch beleuchtete Blutgasse gehen, die so heißt, weil während des Großen Türkenkriegs an jenem 11. Juli 1683 von achttausend Hainburgern und Geflüchteten nur hundert die Eroberung der Stadt überlebten, unter ihnen der Wagnereselle Thomas Haydn. Ein Glück für ihn und die Nachwelt, dass er nicht getötet wurde, denn sein Enkel wird Joseph Haydn sein, der als Sechsjähriger in dieser Kleinstadt singen und rechnen und Latein und jede Menge Instrumente spielen lernen, aber auch Hunger leiden und Prügel en masse beziehen wird. Ich sehe uns durch eine fast italienisch anmutende Landschaft fahren, Pappelalleen, darüber der weite Himmel des Ostens, ein Zeilendorf nach dem anderen, dann das niedrige, lang gezogene, reetgedeckte Haus an der Dorfstraße von Rohrau, wo das begabte Kind und sein begabter Bruder geboren wurden und noch zehn Geschwister dazu, wo es keine originalen Möbel von Haydn mehr gibt, aber diese eine Geschichte über sein Bett, in das sich zwei fremde Herren legen wollten, Generationen nach seinem Tod, um in der Aura ihres Helden zu ruhen, jeder nur für fünf Minuten, was sie auch durften. Sowieso sind Betten hier ein Thema; wie muss es wohl Haydns Stiefmutter ergangen sein, die fünf Kinder gebar, von denen nicht ein einziges überlebte, wie ging eine Frau um mit so einem Schmerz in jener Zeit?

Ich sehe uns in Eisenstadt vor dem gelben Schloss stehen, das ich *dick* nenne, die gebildete Freundin aber *derb*, was der verfeinertere Ausdruck ist; im Schloss dann schreiend bunte Teppiche und Tapeten und meterlange Kakerlaken, die über die Decke krabbeln, Videoprojektionen hier, Musik dort, das Museum als Gesamtinstallation; Comics auf Schautafeln zur Erklärung des Lebens im 18. Jahrhundert, eine Maria-Theresia-Sprechblase sagt: *Unterhose? So was brauch ich nicht!*, und sogleich machen die Kakerlaken Sinn; die Vorstellung von Dienern, die mit Lappen die Hinterlassenschaften der Damen und Herren in den Zimmerecken aufputzen, die gebildete Freundin, die sagt, *die Bauern haben sich gewaschen, der Adel nicht*, Puder und Parfum überdeckten wohl den Gestank. Ich sehe diesen irrsinnig prunkvollen Haydn-Saal, ein gealtertes Hipster-Quartett am Proben, der Pianist in ollem T-Shirt und hängender Jeans, es will alles nicht so recht zusammenpassen oder vielleicht eben doch: im Souvenirshop dann Esterházy-Honig und Esterházy-Schnaps, Fächer und Tassen und Korkenzieher und Schneekugeln und Wachssiegel für den nächsten Brief, Glasuntersetzer mit Frauenporträts, *hier mit unserer Maria Theresia, der Schönen*, sagt die Verkäuferin stolz und erzählt die Geschichte vom Koch der anderen Maria Theresia, der seiner Herrin einen großen Kübel hinstellte, darin das, was sie an einem Tag zu sich nahm, *um ihr zu zeigen, wie viel sie frisst*, sagt die Verkäuferin, und ich schiebe schnell den Honig beiseite und kaufe Haydn-Socken im Doppelpack.

Ich sehe uns im Wohnhaus des Meisters, da geht alles bescheidener zu, verwinkelte Stiegen aus abpoliertem Stein, kleine Räume, hübsch, aber keinesfalls royal, die Wände sind in Streifen bemalt, Tapetenimitationen, das wollte Haydn so; die junge Frau an der Kasse geht sogar der Bitte nach, die Musik auszumachen, ganz Eisenstadt ist tagein, tagaus gezwungen, Haydn zu hören, sogar in der Fußgängerzone schallt er einem entgegen. Erst im Park herrscht dann Ruhe, kurz die Erinnerung an den *Parc des Buttes-Chaumont* in Paris, englische Inszenierung hier wie da, freundliche Enten im Teich, das ist alles sehr schön.

Das Tollste in Eisenstadt dann aber der Kalvarienberg samt angeschlossener Bergkirche mit Haydn-Mausoleum, wo die gebildete Freundin sich einen Moment der Privatheit mit Haydn erbittet und mir später sagt, sie hätten im Zwiegespräch geklärt, ob ich das *Adagio e cantabile* in absehbarer Zeit schaffen würde, und sie seien zum Schluss gekommen, dass es schon gehe, irgendwie. Der Kalvarienberg ist ein aus Steinen erbauter Hügel voller Nischen, Gänge, Grotten und geheimen Türen, man wird durch das Innere geführt, immer dem dramatisch inszenierten Leidensweg Jesu entlang, auch das Marienleben wird groß dargestellt, eine schwarze Madonna und sogar eine Kopie des Gnadenbilds Maria Einsiedeln gibt es hinter dem Marienaltar, und ich muss daran denken, was die gebildete Freundin über Es-Dur sagte, also die Tonart *meiner* 59, wenn auch nicht meines Satzes, es sei die Marienart wegen der drei b's, die musikalisch gewordene Dreifaltigkeit, und ich frage mich, ob der Heilige Geist durch die Mutter ersetzt wurde, eine Art Kleinfamiliendreifaltigkeit. Plötzlich stehen wir im Freien, auf dem Dach des Kalvarienbergs oder vielmehr: in den Dächern, denn es führen Wege und Treppen quer durch die Dächer zur Kreuzkapelle hinauf, diese Esterházy's waren schon verrückte Leute, auf so eine Idee muss man erst einmal kommen, der Ausblick ist herrlich, das Abendlicht sanft. Eine Ungarin erzählt aufgeregt, dass soeben ein leibhaftiger Esterházy hier gewesen sei, der aber mit der Familie nichts mehr zu tun haben wolle, und dass sie selbst den alten Esterházy von Kindsbeinen an kenne, der lebe jetzt im Schloss Fertöd drüben mit seiner jungen Polin, wegen der er seine Frau verlassen habe, man sehe die beiden oft im Café beim Marionettentheater sitzen, sie verstehe allerdings nicht, warum der das Recht habe, da zu wohnen. In Ungarn drüben wird es dann etwas bizarr, gleich hinter der Grenze geht es mit Plattenbauten, Casinos und Lidl und Rossmann und dutzendfacher deutschsprachiger Werbung für Zahnärzte los, allesamt auf Implantate spezialisiert. In Fertöd ist es auch etwas eigenartig, der jugendliche Parkplatzwächter liegt komplett zugedröhnt im Gras neben seinem umgekippten Stuhl, was im Kontrast

steht zu den außerordentlich hübschen Blumenrabatten überall. Das Schloss ist dann wirklich prachtvoll, keine Kakerlaken an der Decke, sondern kunstvoll gemalte Engel und Pferde, deren Augen einen verfolgen, wohin man sich auch bewegt, so steht es auf der klebrigen Plastikfolie geschrieben, die in die Hand gedrückt bekommt, wer kein Ungarisch versteht, die Führung durchs Schloss ist Pflicht, und es gibt sie tatsächlich nicht auf Englisch oder Deutsch, obwohl hier alle halbe Stunde Touristen durchgeschleust werden, was schon skandalös ist angesichts der EU-Gelder, die zur Sanierung des Schlosses aufgewendet wurden; eine reizende Ungarin, die in Finnland arbeite und drum gerne fremde Sprachen spreche, flüstert uns die Anekdoten ins Ohr, die die Museumsführerin herunterrattert, zum Beispiel die von den mit Bleistift gekritzelten Flugzeugen, die während des Kriegs, als das Schloss ein Spital war, von Soldaten an die Wand gemalt wurden und die bei der Renovation auftauchten und so belassen wurden, ein kleines Relikt aus anderer Zeit. Haydn, so erklärt die gebildete Freundin, habe sich in der Sommerresidenz gelangweilt und unter den Mücken gelitten und sei daher gerne mit der Kutsche nach Wien gerauscht, dem Neusiedlersee entlang, auf der östlichen Seite, die seine liebste war. Wir tun es ihm gleich und sausen nach Wien, wo mir nebst der allgemeinen Pracht vor allem die U-Bahn in Erinnerung bleiben wird, die so laut ist und so schnell fährt, dass mir ganz schummerig wird, anders als die Berliner U-Bahn, die ja eher gemächlich ist. Wir spazieren zu Haydns letztem Wohnhaus, das einst außerhalb Wiens lag, wir sprechen über die Geräusche der Stadt, und die gebildete Freundin sagt, Haydn sei eine leisere Welt gewohnt gewesen, er habe ja kein modernes Klavier gekannt, daher sei der Hammerflügel für ihn wohl so laut gewesen wie für uns das heutige Klavier, das im Übrigen immer lauter werde, weil die Konzertsäle immer größer würden.

Wenn ich abschließend an unsere Reise denke, sehe ich vor allem sie, die Pianistin, in all diesen Stätten, ich sehe mich, wie ich den Museumsaufseherinnen zuflüstere, dass meine Begleiterin Konzertcembalistin sei und ob es wohl möglich wäre, sie auf

dem Hammerflügel spielen zu lassen, was immer gestattet wird – immer ausnahmsweise. Einmal erhalte ich sogar eine Lektion, denn kein anderer Besucher ist im Haus, ich spiele also die erste Hälfte des zweiten Satzes, der ganz anders klingt auf dem Instrument, lieblicher, und die Bässe fahren mir nicht in den Körper, aber die Pianistin ist glücklich, sie spielt all diese Hammerflügel mit Zuneigung und Leidenschaft, sieht aus, als ob sie endlich in der ihr gemäßen Zeit am ihr gemäßen Ort wäre, ihr blondes Haar glänzt, sie strahlt und lacht und sagt, wie herrlich es sei, auf einem Instrument zu spielen, das aus dem selben Nussbaum gebaut wurde wie der Walter-Flügel im Mozarthaus, das muss man sich vergegenwärtigen, ein Baum, zwei so berühmte Instrumente; ja, sie spielt sogar kurze Stücke in Eisenstadt, wo ihr klares Spiel vom Gedudel der Museumsmusik übertönt wird, was aber auch sein Gutes hat, weil gar niemand bemerkt, dass da ein echter Mensch echte Musik macht. Am allerstärksten wird mir aber diese ältere Museumswärterin in Erinnerung bleiben, die vorsichtshalber die Fenster schließt, damit niemand merkt, wie die Pianistin zur Pianistin wird, und die stumm in der Ecke steht, sich dann mit Tränen in den Augen für das heimliche Konzert bedankt, solch wunderbare Musik habe sie noch nie gehört, und jetzt und für alle Zukunft verstehe sie besser, warum die Leute ins Museum kämen und was ihnen Haydn bedeute.

Wieder zu Hause, ziehe ich die Haydnsocken an, schlüpfte in die Seidenschühchen, stülpe die Perücke über, pudere die Nase, zupfe an Reifrock und Kleid, setze mich ans Cembalo, greife beherzt in die Tasten, spiele den ersten Takt und den zweiten, schliesse die Augen wie Herr Brendel und gebe mich der Musik hin, zumindest innerlich.

Es bleiben noch 331 Tage bis zum Sechzigsten.